

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Weg.

Von Ernst Preczang.

Nebel ballten sich und kreisten. Weltmaterie glühte auf und feierte Hochzeit mit dem Allweltgeist. Flüssiges Erz schwang durch den Raum. Ein Stern ward geboren.

Um ihn das große, finstere Nichts.

Flammendes Feuer im eisigen Meere der Dunkelheit.

Rinde erstarrte. Rinde brach ein. Wasser stuteten. Land tauchte empor. Schollen türmten sich. Zacken und Schroffen bauten Gebirge. Weltgeist entflüchtete dem Erz, stieg in glühbrodelnde Tiefe. Tote Hänge trieben ziellos auf flüssigem Feuer.

Finsternis baute Eis. Gletscherberge begruben den Stern. In der Tiefe brannte die Flamme.

Auf und ab. Jahrtausende. Jahrtausende. Ab und auf.

Sonne schmolz Gletschergebirge.

Allweltgeist befruchtete das Meer, vermählte sich dem Staube. Urtschleim begann sich zu regen. Grüne Halme sproßten.

Leben ward geboren. Leben in wallenden Fluten, Leben auf toter Rinde.

Sonne lodte und rief aus strahlender Höhe. Sehnsucht schwang auf in Halm und Amöbe: zu wachsen, zu zeugen. Welken und Sterben. Gebären und Auserstehn. Auserstehn in neuer Gestalt. Größer, schöner, gewaltiger.

Jahrtausende. Auf und ab. Schöpfung, Vernichtung, Neuworden. Hastloser Trieb zur Vollendung.

Blume und Aehre ward. Strauch und Baum. Fisch und Vogel und Tier.

Aus dem Tiere stieg der Mensch.

Allweltgeist lächelte froh: Du sollst Ich werden.

Baute sich eine labyrinthische Höhle in ihm, versteckte sich im Hirn.

Eisen stieß ins Blut, Flamme suchte ihren Herd im Herzen.

Sehnsucht ist im Winde, Sehnsucht im Baum; die gewaltigste Sehnsucht ist im Menschen.

Schöpfersehnsucht: Dunkles zu erhellen, Kaltes zu erwärmen, Totes zu erwecken.

Leblos ruhte das Erz.

Ein Stein ward Hammer. Zwei Steine wurden Funke. Aus der Hand des Menschen rann das Feuer.

Jahrzehntausende. . . .

Spaten umwühlten die Schollen der Erde. Spitzhacken bröhlten im toten Gestein.

Werde Leben! grollte der Mensch.

Feuer und Erz ward Eisen.

Wasser ward Dampf. Dampf Bewegung.

Eisenblöcke streckten sich zu schlankem, blinkendem Weg fauchenden Maschinen.

Schwimmende Häuser durchfurchen sicher den Ozean.

Hochöfen flammen. Kräne klirren am Hasen. Von Eisen-geräusch donnern die Maschinenhallen.

Allweltgeist vermählte sich der schaffenden Hand. Idee und Materie fanden sich wieder.

Tausendfältige Wunderwerke zeugten sie. Ruhloser Schöpfer wardst du, Mensch.

Brücken von deiner Hand schwingen sich weit über den Fluß. Metallene Kuppeln ragen hoch in die Sonne. Eisene Türme spießen in Wolken hinaus.

Leblose Stoffe gabst du gigantische Form.

Brücke du selber vom Tode zum Leben. Selber Tempeltüppel, darunter Andacht um letzte Erlösung betet. Turm der Sehnsucht du selber: über Wolken hinauszuragen.

Klar in der Sonne zu stehn.

Ganz freier Weltgeist zu sein.

Schöpfer nur noch und nicht mehr Tier.

Schneckenbrautfahrt.

Von Paul Dahms.

Eine Weinbergsschnecke zog auf schmalem feuchten Pfade, der von der Erde erwärmt wurde, gemächlich ihre Bahn. Sie kümmerete sich nicht um Lattich und Salat, der zu beiden Seiten den Weg säumte. Es schien, als wollte sie nach erquickender Regennacht den schönen Maimorgen auf einer behaglichen Wanderung ganz auskosten.

In bewundernswerter Ergebenheit trug sie ihr stilvolles Haus auf dem weichen Rücken. Sie brauchte sich nicht zu sorgen um ein Heim. Und mochte sie auch von vielen bemitleidet werden, sie war offenbar mit sich und ihrem Los, ein Haus durch ihr ganzes Leben tragen zu müssen, zufrieden. Ihr gepanzertes Eigenheim war ein Bollwerk gegen äußere Gewalten und Gefahren und vor allem ein Schild gegen die Sonnenstrahlen, die sie haßt, weil die Schnecke ihr Dasein zwischen Licht und Dunkel fristen muß.

Ihr größter Feind ist die Trockenheit! Dann zieht sie sich in die schlüpfrige Wohnung zurück, verschließt die Tür mit einem festen Deckel und schläft eingekapselt, bis ein warmer Regen sie wieder hinauslockt auf die reichlich gedeckte Tafel im Gartenbeet an der verwitterten Parkmauer.

Nach dem nächtlichen Mairregen schien heute ein besonderer Tag zu sein.

Die Feuchtigkeit hatte alle Lebensenergie der *Helix pomatia* neu geweckt. Sie kroch plötzlich in einem Schnecken-tempo dahin, wie es sonst nicht bei den Geschöpfen ihrer Art Sitte und Brauch ist. Und das hatte seinen Grund: Auf ihrer Wanderung stieß die Barfußläuferin auf eine Schleimspur von der gleichen Masse, die auch sie aus Drüsen absonderte, wenn sie kroch. Dieser schleimige Käufer der anderen erregte auf einmal die ganze Aufmerksamkeit der stillen Pilgerin. All ihr Stumpfsinn und ihre Trägheit schwanden, und mit vorgestreckten Fühlern ging es unaufhaltsam der einen nach, und mochten die großen Kopfsalatblätter, die sie dann und wann gleich einem Baldachin über dem Wege wölbten, noch so verführerisch zu lukullischem Ambiß locken. In dieser Stunde machte das kleine Weichtier seine Brautfahrt!

Das Sinnen und Trachten der freilebustigen Schnecke galt allein der Genosfin, die hier des Weges vorausgezogen war. Als Zwitter müssen die Schnecken einander suchen, wenn der Mai ihres Lebens gekommen ist.

Im Zickzack lief die im Licht wie Mattsilber glänzende Spur über einen breiten Stein und verriet, daß sich auch die noch Unbekannte suchend auf dem Liebespfade befand. Auf hoher stumpfer Kante sah sie nun halt zusammengesauert und hob von Zeit zu Zeit den Oberkörper, als halte sie Ausschau nach jener, die Erfüllung bringen soll. Die Sehkraft einer Schnecke aber reicht nicht weit. Darum ließ sie ihre Fühler spielen. Und wurde plötzlich in ihren Bewegungen so lebhaft, als witterte sie etwas Besonderes im kleinen Umkreis ihres Bezirks. Wenn Mephistopheles hier zufällig des Weges gekommen wäre, hätte er sicher seine Worte wiederholt, die er in der Walspurgisnacht seinem Begleiter zuruft: „Siehst du die Schnecke da? Sie kommt herangetrochen; mit ihrem tastenden Gesicht hat sie mir schon etwas abgerochen. . .“ In diesem Augenblick aber fürchtete die Lebhaftigkeit weder Menschen, die sie beobachteten, noch den Sonnenstrahl, der sich vergeblich bemühte, den nassen Stein zu trocknen. Auf schleimigem Pfade hatten sich die Schnecken gefunden. Und das Liebespiel, das nun folgte, ist einzig in seiner Art.

Es ist im Nehmen und Geben sein seltsam minniglich-sinniges Werden um Liebe. Man möchte meinen, daß die Schnecke ein verwunschener kleiner Amor mit dem Liebespiel ist, der hier im wahrsten Sinne des Wortes der Liebe höchste Blut entfacht und Tribute fordert.

Erst „kuzen“ die Tierchen einen Hochzeitsreigen, bei dem sie sich lustig umkreisen und unschmeicheln, sich mit den Fühlern leise betasten und zärtlich streicheln. Dann heben sie die weichen Vorderkörper, pressen die Fußsohlen eng zusammen und verbarren regungslos wie zwei Menschen in liebender Umarmung. Und immer von neuem beginnt das Schäferpiel; die Tierchen gleiten neckisch auf und ab und hin und her und belecken sich kosennd mit den Mündern, um auf einmal voneinander zu lassen. Scheinbar ruhig sitzen sie Seite an Seite, doch wer ahnt oder weiß, was jetzt im Innern der sonst so kaltsblütigen Geschöpfe vorgehen mag. Handelt es sich hier

gaf um Rivalinnen, die nur darauf sinnen, wie sie sich aus dem Hinterhalte Schaden zufügen können? Der Uneingeweihte kann leicht zu dieser Mutmaßung kommen. Denn urplötzlich schießt die zuerst Verfolgte einen schneeweißen, winzigen dolcharigen Pfeil ab, der in dem zudenden Körper der Partnerin stecken bleibt. Er kam aus einer Oeffnung, die sich — und das ist auch wieder eine Merkwürdigkeit, wie man sie nur bei diesen Weichtieren feststellen kann — gleich hinter dem Kopfe auf der rechten Seite befindet. Dieser Pfeil aus hartem Kalkgebilde schlägt je nach dem Temperament der Schnecke mehr oder weniger tiefe Wunden. Das Geschloß aber soll weder verwunden noch töten, denn es ist der Schnecke Liebespfeil!

Und siehe, nun gerät auch die Betroffene in höchste Erregung und erwidert den Angriff mit dem Abschluß eines gleichen scharfen Spikes Pfeiles, der sein Ziel nicht verfehlt. Das Duell entfacht alle Leidenschaften der liebestollen Schnecken, bis sie endlich in hingebender Vereinnahmung die rechten Kopfseiten lange und innig eng aneinander schmiegen im letzten und wönigsten Hochzeitsrausch. Und damit ist der Brautfahrt Spiel und Ernst zu Ende.

Langsam, in alter Stumpfsinnigkeit und dennoch guter Hoffnung zieht jede wieder ihres Wegs, hinüber nach den Kraut- und Kohl- und Salatblättern. Alle Gefährlichkeit ist neu erwacht.

Nun wird Hochzeitsmahl gehalten. Bierig zermalmen sie mit scharfer Zunge, die mit vielen tausend winzigen kleinen Hakenzähnen einer Reibeplatte gleicht, im nie ermüdenden Schneckenempo die breiten und saftigen Blätter. Es ist ein emsiges Beden und Reiben und Speisen, bis sich die vorderen Zähne lösen und das kleine Wunderding Bissen und Gebiß verschluckt, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen. In kurzer Frist ist die Lücke durch eine neue Zahnreihe gefüllt, so daß die Schnecke ungehindert ihre Freßlust fortsetzen kann und oft die Mahlzeit erst beendet, wenn heiße Sonnenstrahlen den zarten Leib in das kleine Häuschen bannen.

Doch wenn der Hochsommer kommt, dann gräbt das Tier im Erdreich eine kunstvolle Höhle mit senkrechttem Eingang, zwängt dort den Vorderkörper hinein und legt nun in mütterlicher Geduld ein ganzes Schod Eier als Ergebnis einer lustigen Freileisterei im Wonnemonat Mai.

So ist die Schnecke ein kleiner wunderlicher Balg, ein märchenhaftes Wesen, ein verwunschener Amor mit dem Liebespfeil. . . .

Amerikanische Verkehrswunder.

Von Felix Schmidt.

New York, im April.

Der Europäer, der heute nach New York kommt, ist im Geiste schon so erfüllt von der Vorahnung der technischen Wunder, die ihm die Neue Welt verheißt, daß er über deren sinnfälligste Erscheinungen, die Wolkenkratzer, weniger staunt als über solche Errungenschaften, an die er vorher gar nicht gedacht hat, aus dem einfachen Grunde, weil er von ihnen nichts wußte. Und wenn in dem ungeheuren Gemirr der Sechsmillionenstadt irgend etwas imponant, verblüffend, überwältigend selbst für den Anspruchsvollsten ist, so ist das gemiß an erster Stelle das geradezu ins Riesenhafte ausgehende System von Untergrundbahnen, die teils parallel, teils über-, teils untereinander die Riesenstadt nach allen Himmelsrichtungen hin durchziehen. Der East River, der weit hinaus für Ueberseefahrer besfahrbar ist, wird an drei Stellen von Untergrundbahnlinien untertunnelt, deren jede eine durchschnittliche Länge von 20 bis 35 Kilometern hat. Alle Linien sind viergleisig; die beiden inneren Gleise dienen nur dem Expressverkehr. Einige der Untergrundbahnhöfe sind von einer Ausdehnung, daß es für den Fremden geradezu unmöglich ist, sich allein zurechtzufinden. Das gilt besonders für die Station der 42. Straße „Times Square“, wo mehrere Linien zum Teil untereinander zusammentreffen. Ohne auf das Straßenniveau hinaufgehen zu müssen, findet man dort Anschlüsse nach allen Richtungen der Weltstadt.

Ueberraschend ist die geradezu raffiniert praktische Art der Verkehrsregelung. Der Hauptwert wird dabei auf die Sicherheit gelegt. Man muß zugeben, daß in dieser Beziehung alles überhaupt Menschennögliche getan ist. Das Signalsystem wirkt durchweg automatisch. Ist ein Zug über ein Signal gefahren, so leuchtet von selbst sofort das rote Licht auf, das sich ebenso automatisch in mattrot verändert, wenn der Zug das nächste Signal passiert. Erst wenn der Zug den dritten Blockabschnitt erreicht hat, leuchtet das erste Signal wieder grün auf. Für den Fall, daß der Motorführer doch einmal das Haltesignal übersehen sollte, schaltet sich durch eine sinnreiche Einrichtung der Motor des Zuges von selbst aus, und der Zug bleibt stehen. Selbst für den seltenen Fall, daß dem Führer in seinem Abteil etwas zustößen sollte, sind Vorkehrungen getroffen. Der Motor wird nämlich vorant bedient, daß der Führer einen Hebel herunterdrücken und ihn dauernd so halten muß, so lange sich der Zug in Bewegung befindet. Sollte nun dem Motorführer etwas zustößen, ihn z. B. der Schlag treffen, so würde der Hebel augenblicklich hochschnellen, die Kraft wäre ausgeschaltet, der Zug bliebe stehen und blockierte in demselben Augenblick auch den Signalabschnitt, auf dem er stehen bleibt. Das New Yorker Untergrundbahnsystem hält also, was es verspricht: „Safety first“ — „Sicherheit an erster Stelle“.

Während man in Berlin immer noch nach dem besten und praktischen Wagensystem für die geplante Elektrifizierung der Stadtbahn Ausschau hält, ist diese Frage längst in denkbar bester Weise von der New Yorker Untergrundbahn gelöst. Die Züge be-

stehen aus 6 bis 8 vierachsigen Wagen, deren jeder etwa eine Länge eines der Berliner Untergrundbahnwaggons hat. Die Wagen haben drei Türen an jeder Seite, zwei an den Enden und eine in der Mitte. Das Öffnen und Schließen der Türen sowie das Geben des Abfahrtsignals erfolgt von innen auf automatischem Wege durch den Zugführer. Auf diese Weise sind Türschließer und Aufsichtsbeamte auf den Stationen entbehrlich, und das Aufspringen auf einen schon in Fahrt befindlichen Zug ist ein Ding der Unmöglichkeit. Das automatische Öffnen und Schließen der Türen erfolgt so, daß der Zugführer, der sich in der Mitte des mittleren Wagens befindet, auf einen Knopf drückt. Der Mechanismus arbeitet aber infolge einer besonderen Vorrichtung nur, wenn der Zug steht. Durch die gleiche Vorrichtung kann der Motorführer den Motor nicht in Wirksamkeit setzen, solange nicht alle Türen geschlossen sind. Auf jeder Station tritt der Zugführer aus dem mittleren Wagen heraus und sieht die Wagenreihen nach beiden Seiten hinunter. Erst wenn er wahrnimmt, daß die Fahrgäste ein- und ausgestiegen sind, läßt er die Türen sich automatisch schließen. Jeder einzelne Wagen des Zuges enthält solche automatischen Schließvorrichtungen, kann also jederzeit als mittlerer Wagen benutzt werden. Ein unbefugtes Drücken auf die Knöpfe der automatischen Schließvorrichtung bleibt erfolglos, wenn nicht vorher ein Schlüssel in den Apparat hineingesteckt und einmal herumgedreht ist. Einen solchen Schlüssel hat aber nur der Zugführer.

Durch diese sinnreichen Vorrichtungen kann der gesamte Untergrundbahnverkehr bei allergrößter Betriebsicherheit mit verhältnismäßig geringem Personal aufrechterhalten werden. Das Ausrufen der Stationen erfolgt durch den Zugführer vom mittleren Wagen aus, indem er in ein Telephon, das er in der Hand hält, den Namen der nächsten Station hineinpricht. Das Telephon ist mittels einer durch den ganzen Zug laufenden Leitung an große Phonographenschalltrichter angeschlossen, von denen sich zwei in jedem Wagen befinden. Der Zugführer hat auch den Namen der nächsten Station stets zweimal auszurufen, etwa in folgender Weise: „The net stop is Washington Avenue; Washington Avenue is the net stop!“ — „Die nächste Haltestelle ist Washington Avenue; Washington Avenue ist die nächste Haltestelle!“ Die vom Zugführer im mittleren Wagen in das Telephon gesprochenen Worte sind durch die Schalltrichter deutlich in jedem Wagen des Zuges vernehmbar.

Höchst praktisch sind auch die Stationen eingerichtet. Nirgends werden Fahrtscheine verkauft. Man entrichtet einfach das Fahrgeld und geht dann durch ein Drehkreuz. Bei jeder Viertelumdrehung kann immer nur eine Person hindurch. Mit dem Drehkreuz ist ein Zählapparat verbunden. Die Aufzeichnungen der Drehungen des Kreuzes müssen sich dann mit den Einnahmen decken. Auf diese Weise ist eine einfache, trotzdem aber zuverlässige Kontrolle ohne Fahrtscheinausgabe, ohne Knipfen, ohne Fahrtscheinabnahme und ohne besondere Kontrolleure gegeben. Durch eisernen Geländer sind auf jeder Station verschiedene Gänge geschaffen, in die man, auch wenn man mit den Verhältnissen der Station nicht vertraut ist, sozusagen zwangsweise hineingebügelt wird. Dadurch wird verhindert, daß sich Ankommende und Abfahrende je begegnen oder drängen. Nach einer städtischen Verordnung müssen in der kalten Jahreszeit alle Wagen — auch die Straßendbahnen — elektrisch geheizt werden. Erwähnt sei zum Schluß noch, daß das Ausspeien auf den Fußboden der Stationen oder im Innern der Wagen sowie Rauchen strengstens verboten ist.

Der Berliner, der an das lebensgefährliche Gedränge in der Untergrundbahn oder auf der Stadtbahn denkt, mag vielleicht einwenden, daß sich bei großem Andrang auch auf der New Yorker Untergrundbahn der Verkehr sicherlich nicht so glatt abwickeln wird. Und doch geschieht das. Ein Öffnen der Türen von außen und Aufspringen während der Fahrt ist einfach unmöglich, da die Türen nur von innen geöffnet und geschlossen werden können. Sollte jemand einmal versuchen, sich mitten in die Tür zu stellen, und dadurch das automatische Schließen der Türen zu verhindern, so würde er sofort festgenommen werden. Das wird in New York aber niemals jemand versuchen. Das New Yorker Publikum wahrte eben eine für Berliner Begriffe geradezu musterhafte Selbstzucht und Ordnung.

Frühling.

Aus Blütenbäumen fällt die Nacht
dustschweren Flügels in den Schoß der Erde,
und über ihre dunkle Pracht
lockt noch ein Vogelruf das Licht. — — —
Die Erde atmet schwer
in des Empfangens herber Luft,
und tiefer sinkt die Nacht
verlangend in den warmen Schoß
und zieht den Duft der Blüten nieder.
Ein leises Wehzen schleicht,
ein Seufzen wie von helkem Ringen,
darin das Unterliegen — Siegen.
Und alle Sterne seh'n wie Lichter,
steil und still ein Brautgemach — — —
mir aber will das Herz verspringen,
all, all mein rotes Blut ist wach.

Paul Boursoind

(in seiner neuen Gedichtsammlung „Wir Wanderer in der Höhe“, Rheindorf-Verlag, Köln).

Die erste Zigarre.

Von Karl Ettlinger, München.

Eva sah im Paradies unter einem Palmenbaum und schmolte. Sie war bereits einen Tag alt, und dennoch schmolte sie zum erstenmal. Sie fand, daß Adam sich skandalös benehme. „Mir muß eine Rippe fehlen,“ hatte er gesagt. Eva war tief gekränkt. „Da sitze ich nun neben ihm und warte darauf, daß er mir etwas Liebes sagt, und dieser Barbar zählt keine Rippen nach! Aber so sind sie alle! Ich kenne zwar erst diesen einen, aber so sind sie alle!“

Wütend war sie aufgestanden und hatte Adam alleingelassen. Unter dem Palmenbaum wollte sie sich ausweinen. Aber da war die Schlange herankrochen und hatte ihr ins Ohr geziselt: „Eva, Menschenkind, weine doch nicht! Ich will dir ein Mittel sagen, wie man die Männer zur Verzweiflung bringt!“

„Ah, großartig!“ hauchte Eva und trocknete stracks ihre Tränen. „Soll ich ihm die Augen austragen?“

„Nein,“ zischte die Schlange, „du mußt schmolten!“

„Schmolten? Welch süßes Wort! Schnell, schnell, sage mir: wie macht man es?“

„Du mußt kein Wort mehr mit ihm reden!“

„O, wie schwierig! Nicht reden, glaubst du, daß eine Frau das aushält?“

„Es ist ja nicht für immer! Und dann ziehst du ein Mäulchen.“

„Wird mich das auch nicht häßlich machen?“

„Im Gegenteil: es wird dich entzückend kleiden!“

„Kleiden? Was ist das? Hab ich noch nie gehört!“

„Du mußt mich nicht immer unterbrechen, Eva! Also du ziehst ein Mäulchen, und wenn er dich anspricht, lehrst du ihm den Rücken zu; wenn er dich küssen will, stößt du ihn zurück!“

Und Eva übte sich im Schmolten. Sie brauchte es gar nicht lange zu üben — merkwürdig, sie hatte angeborenes Talent dazu.

Unterdesse lag Adam am andern Ende des Paradieses unter einer blühenden Staude und zupfte nervös Blätter.

„Was sie nur hat?“ dachte er. „Ich hab ihr doch gar nichts getan? Das ist das merkwürdigste Tier, das mir bisher im Paradies begegnet ist. Eigentlich sollte ich sie in einen Bach werfen! Ja, das werde ich tun!“

Er schmunzelte befriedigt und spielte mit einem Blatt, während er weiterdachte: „Nein, ich werde es doch nicht tun! Sie könnte naß dabei werden! Und sie hat so eine zarte Haut! . . . O, was für eine weiße, schöne Haut! . . . Aber weshalb ist sie so frech? . . . Ich werde es doch tun! . . . Nein, ich tu's doch lieber nicht! . . . Oder tue ich es doch?“

Adam war sehr unglücklich. Vor der Erschaffung der Eva hatte er immer genau gewußt, was er wollte; aber seit seine Rippe herumließ.

„Ob ich einmal hingehe und ihr ein gutes Wort gebe? — Unter keinen Umständen! Ja, das könnte ihr so passen! Adam, sei ein Mann! Sie muß zu mir kommen! Ich war zuerst da! —

Wenn sie aber nicht kommt? . . . Sie hat einen so harten Kopf . . . Ach was, sie wird schon kommen! Das heißt: ich glaube kaum, daß sie kommt! Auch recht! Unter keinen Umständen tue ich den ersten Schritt!“

Mit diesem felsenfesten Entschluß erhob sich Adam, um Eva zu suchen. Er fand sie unter dem Palmenbaum.

„Und wenn ich auf der Stelle aus dem Paradies gejagt werde,“ sagte sich Adam, „ich rede sie nicht an!“ Und küsterte zärtlich:

„Eva — Evchen! Hörst du mich nicht? Eva drehte ihm den Rücken zu.“

„Evchen, dein Adamchen ist da! Dein kleines braves Adammännchen!“

Eva seufzte herzzerbrechend. Wie die Schlange es ihr beigebracht hatte. Dabei legte sie aber das Gesicht ins Gras, um das Lachen vorbeizuhin zu können.

Erschrocken beugte sich Adam über sie. „Tut dir etwas weh, Eva? O Gott, neulich hat ein Nashorn die Grippe gekriegt! Und hier unter dem Palmenbaum zieht es so! So sprich doch ein Wort! Ich beschwöre dich, mein Engell!“

Als Eva unfernen Stammvater also zittern sah, empfand sie Mitleid mit ihm. Sie war eben die erste Frau und kannte sich nicht so aus. Ihre Töchter verstehen es besser.

„Ich bin kerngesund, Adam! — Und nun laß mich allein!“

„Nicht eher, als bis du mir wieder gut bist!“

„Also ich bin dir gut! Aber jetzt gehe!“

„Und der Verzöhnungskuß — Eva?“

„Vielleicht morgen! Laß mich, ich habe Migräne!“

„Ich werde sie dir wegwässern!“

„Rühr' mich nicht an!“

Sie war aufgesprungen und wollte gehen. Da kam Adam ein Gedanke: „Wenn du meine Lippen nicht küssen willst, so gib mir einen Fernkuß!“

Eva stutzte. Ein Fernkuß? Das war etwas ganz Neues, und für das Neue haben die Frauen stets was übrig. „Ein Fernkuß? Was ist das?“

„Ganz einfach, mein Ripperl. Ich stecke dieses zusammengerollte Blatt in den Mund, und du küßt mit deinem Schnäuzchen das andere Blattende!“

Und weil Eva den dummen Adam, allen Schlangen zum Trost, doch so fürchtbar lieb hatte, küßte sie das Blattende so feurig, daß es zu glimmen anfing.

Aus Adams Mund quoll eine feine duftige Wolke. „Ah, das schmeckt gut!“ lächelte er und zuheltte eifrig an dem Blatt.

„Laß mich auch mal ziehen!“ bat Eva. Aber es schmeckte ihr nicht, denn sie war eine ganz unmoderne Frau.

Der gute Adam fand ein solch großes Wohlgefallen an dem Stimmkraut, daß er sich fortan täglich fünf bis sechs Blätter rollte.

Die Schlange aber biß sich vor Ingrimm in den Schwanz. Ganz umsonst hatte sie der Eva die Kunst beigebracht, den Adam durch Schmolten zur Verzweiflung zu bringen. Denn wenn Eva fortan wieder einmal schmolte, zündete sich Adam einen Stimmstengel an und — lächelte.

Und so machen es die klugen Adams heute noch.

Witterung und Vogelgesang.

Von Dr. H. W. Frickinger, München.

Der tägliche Beginn des Frühgesanges der Vögel erfolgt nach einer ganz bestimmten Reihenfolge der „Vogeluhr“. Es fangen der Reihe nach an zu singen: Rotkehlchen und die beiden Rotschwänzchenarten; Singdrossel und Amsel; Kuckuck; Kohlmeise; Pirol; Weidenlaubvogel und Schwarzplättchen; Buchfink; Girlitz; Sperling. Diese große Regelmäßigkeit, ferner das gelegentlich beobachtete allgemeine Verspäten bei trübem Wetter ließen eine Gesetzmäßigkeit vermuten und wiesen vor allem auf die Untersuchung der Helligkeitsverhältnisse hin. Dr. Albrecht Schwan vom Naturhistorischen Museum in Darmstadt hat sich durch etliche Monate hindurch der Mühe unterzogen, allmorgendlich die Anfangszeiten des Gesanges der einzelnen Vögel aufzuzeichnen und gleichzeitig durch genaue meteorologische Beobachtungen den Einfluß der Witterung auf die Zeit des Beginnes des Gesanges festzustellen, Versuche, über die der Forscher in den „Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft in Bayern“ berichtet hat.

Der Vergleich der Helligkeitswerte mit den Anfangszeiten bewies sehr bald, daß die Helligkeit des Erwachen und damit den Frühgesang auslöst. Einmal beweist das der vollkommen parallele Verlauf der Anfangszeiten mit dem Sonnenaufgang; die frühesten Anfänge sind Mitte Juni, zur Zeit der längsten Tage. Vergleich man weiterhin die Anfangszeiten von zwei Nachbartagen, von denen der eine infolge dunkler Bewölkung eine verspätete Dämmerung hat, so gehen die Anfangszeiten diesem Helligkeitsverlauf parallel. Die einzelnen Vogelarten sind demnach auf eine gewisse Helligkeitsstufe abgestimmt, die durch das Photometer (Lichtmesser) bestimmbar ist. So beginnt z. B. die Singdrossel und auch die Amsel bei durchschnittlich 0,1 mk (= Meterferzen) ihren Gesang, die Kohlmeise bei 1,8 mk, der Pirol bei 4 mk, der Sperling bei 20 mk usw. Die Angehörigen einer Art beginnen fast gleichzeitig, also bei derselben Helligkeit.

Diese Beobachtungen Dr. Schwans konnte ich selbst bei einigen Käfigvögeln bestätigen: so beginnt mein Zeisig alltäglich mit Sonnenaufgang sein Gezwitscher, ihm folgt etwas später das Schwarzplättchen mit seinen Flötentönen. Als letzter beginnt dann endlich von meinen Zimmergenossen der Star seinen Gesang.

Der Gesang der Vögel ist weiterhin vom Wetter abhängig; schlechtes Wetter äußert sich in einer schlechten Gesangsstimmung, und diese wieder in einem späten Anfang, und umgekehrt. Die Wetterempfindlichkeit steht ja im Tierreich durchaus nicht vereinzelt da, und auch wir Menschen sind in unserer ganzen Stimmung, Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit stark vom Wetter abhängig.

Auch noch andere atmosphärische Einflüsse konnte Dr. Schwan feststellen; so wirkt hoher Luftdruck angenehmer als niedriger; Temperaturzunahme ebenso. Eng mit der Temperatur hängt die Feuchtigkeit zusammen; hohe Grade der Feuchtigkeit erschweren beim Vogel die Feuchtigkeitsabgabe der Haut und verhindern so einen Wärmeverlust. Der Vogel kennt offenbar das Unangenehme des „Rastkaltes“ infolge seines Federkleides nicht. Wind wirkt einmal abkühlend und als solcher in Uebereinstimmung mit dem Temperatureinfluß. Besonders empfindlich gegen diese drei Komponenten des Temperaturgeföhls sind Drossel, Kohlmeise. Luftbewegung wirkt außerdem noch rein mechanisch, als Luftbewegung an sich, namentlich bei größeren Windstärken. Außerordentlich empfindlich ist die Amsel, während bei Drossel und Weidenlaubvogel fast keine Reaktion beobachtet werden konnte. Regen wirkt erst von größerer Stärke an. Helle und geringe Bewölkung wirkt angenehmer auf die Stimmung als dunkle Wolken, offenbar infolge der dann vorhandenen größeren Lichtintensität. Während bei den echten Sängern also Aufwachen und Gesangesanfang zusammenfällt, ist das nicht immer der Fall beim Kuckuck, Grünspecht, bei der Kinkeltäube und wahrscheinlich auch bei den Grasmücken. Völlig regellos ist der Anfang beim Haus- und Pfauhahn und bei den Enten, etwas regelmäßiger bei den Haustauben.

Kärnerlos!

Von Willi Birnbäum.

Mein Alltag ist Kampf, Ringen mit den Mühseligen, mein Sonntag aber Sammlung, Rast, Friede, mein Festtag war: der Tag, da ich mir selbst genüge! Ewig-unruhig-sprudelnder Geist . . . stetig geht von neuem ein Ringen:

Die Umwelt ist nicht für uns, wir sind für sie da!!

Wissen und Schauen

Negermusik und Negerlied. Was als Negermusik, als Begleitung zu Calwall früher und zu Jazz und Schimmy heute nach Europa gelangt, ist unecht, ist mehr bezeichnend dafür, wie der Weiße den Neger sehen will als für diesen selbst. Den wirklichen Beitrag der Schwarzen zur Kulturleistung der Vereinigten Staaten stellen vielmehr die „Spirituals“ dar, ihre geistlichen Gesänge, die größtenteils noch aus der Zeit der Sklaverei herrühren. Vor dem drohenden Vergessen hat sie die aufopferungsvolle Sammelarbeit der Negeruniversitäten in Lutescege und Hampton während der letzten Jahre bewahrt.

Das seltsame Tongefüge der Negergesänge mit ihren Synkopierungen, die ein Ueberbleibsel der afrikanischen Musik darstellen, durch ein Notensystem völlig zu erfassen, ist bis heute nicht gelungen. Ihre Stimmung ist — im Gegensatz zu den auch außerhalb Amerikas populär gewordenen sogenannten Niggersongs, die einen meist von Weißen verfassten Blödsinn darstellen — zumeist die einer tiefen Klage und oft auch einer starken Tragik. „Bisweilen bin ich wie ein mutterloses Kind“, beginnt eines; „Manchmal bin ich wie eine trauernde Taube“, ein anderes; „Ich wollt, ich wäre nie geboren“, lautet der Refrain eines dritten.

Da der Neger in seinem Sklavenleben gezwungen war, seine wahren Gefühle seinem Besitzer gegenüber zu verbergen, ergossen diese sich in Gesänge, in denen nichts von Widerseßlichkeit und Empörung erklingt. Er, der Mühebeladene, fand Trost in Gesängen wie „Gott wird alle Not verjagen“. Da es den Negern auf vielen Pflanzungen nicht gestattet war, Gottesdienst abzuhalten, veranstalteten sie heimlich religiöse Zusammenkünfte in den Wäldern. Ihre Prediger, zumeist ihresgleichen und völlig ungebildet, wußten ihren religiösen Bedürfnissen wenig zu bieten und so stüchtete sich alle Blut der Empfindung und überirdischen Sehnsucht in den gemeinsamen Gesang. Daher das Ueberwiegen des religiösen Moments in diesen Liedern, die dem Neger oft das einzige Mittel waren, um mit ihrem Gott zu reden. Angesichts des Elends dieser Welt steigerten sie sich in glühende Vorstellungen von der Welt jenseits des Grabes hinein. Perleantore, goldene Straßen, Engel in lichten Kleidern, die mit Harfen spielen, die glänzenden Kronen, Kleider, Schuhe, die sie tragen werden, „wenn sie durch Gottes ganzen Himmel wandern werden“ als Gottes Kinder — dies alles spielt immer wieder eine große Rolle in den Liedern und dazu die stete Gewißheit, daß auch er, der arme Schwarze, eine Seele habe, die im Himmel mit einer klaren Flamme brennen werde.

Vom Menschen

Die Erbslichkeit der Augenfarbe. Eine blaue Iris besitzt kein blaues Pigment, sondern ist frei von Farbstoff, und erhält ihre Farbe nur dadurch, daß das Licht durch eingestreute Körnchen gebrochen wird. Solche Augen besitzen jedoch schwarzen Farbstoff in der Aderhaut, während die roten Augen der Albinos auch hier des Pigments ermangeln. Ist schwarzer Farbstoff in der Iris vorhanden, so erscheint sie je nach der Menge des Farbstoffes entweder hellbraun oder dunkelbraun oder schwarz. Kommt dazu noch ein gelber fetthaltiger Farbstoff, so erscheint die Iris grün oder bei blauem Grundtypus grau. Für die Vererbung der Augenfarbe auf die Nachkommen dominiert natürlich der pigmentreichere Zustand über den pigmentärmeren oder pigmentfreien, braun steht über grau, und grau über blau. Daraus ergibt sich: Blauäugige Eltern können nur ebensofarbige Kinder haben, graue und braunäugige Eltern dagegen können Kinder mit der elterlichen Augenfarbe oder einer dieser untergeordneten Farben haben. Braunäugige Eltern können Kinder mit braunen Augen, aber auch solche mit grauen und blauen erzeugen, grauäugige Eltern haben dieselbe Farbe bei ihren Kindern, daneben auch blauäugige Kinder, aber nie braunäugige oder gar schwarze.

Gesundheitspflege

Die Wichtigkeit der Vitamine. Wenn es auch noch nicht gelungen ist, die Vitamine, diese für unsere Ernährung äußerst wichtigen Stoffe, chemisch rein darzustellen und zu analysieren, ist man in der Erkenntnis ihrer Wirksamkeit schon bedeutend vorgeschritten. Wir wissen, daß viele Stoffwechselfrankheiten, die englische Krankheit oder Rachitis, die Beriberi, die Pellagra, der Skorbut usw. auf Mangel an Vitaminen zurückzuführen sind. In Wien erkrankten Säuglinge, die nicht genügend Milchfett erhielten, an sogenannter Xerophthalmie, es zeigten sich Bindehautentzündungen unter Schwellung und Entzündung der Augenlider, Hornhautgeschwüre usw., und in schweren Fällen führte die Krankheit zur Erblindung. Gab man rechtzeitig Butter, Lebertran, Rübenfett, so trat infolge der Vitamine Heilung ein. Es darf daran erinnert werden, daß die Heilkraft des Lebertranes gegen englische Krankheit, beruhend auf dem Vitamin A, schon lange benutzt wurde, ehe man den Zusammenhang ahnte. In Dänemark führte die vorwiegende Ernährung der Kinder mit Buttermilch und Weisfluppen zu häufigen Erblindungen, und ähnliche Beobachtungen sind in Hospitälern und Waisenhäusern gemacht worden, wo die Kinder nie Grünes und Butter, sondern nur Magermilch und Margarine erhielten. Butter ist sehr vitaminreich, wogegen Margarine und Schweineschmalz diese Stoffe nicht enthalten. Sehr reichhaltig an Vitaminen, und zwar an allen drei bis jetzt bekannten Arten, die man als Vitamin A, B und C bezeichnet,

ist die Tomate. Der Genuß dieser Frucht ist deshalb sehr anzupfehlen, am besten in rohem Zustande, denn Erhitzen und Kochen schwächt die Wirkung der Vitamine oder zerstört sie ganz. Die neue Lehre von den Vitaminen wird auch für die Viehfütterung immer mehr Wert und Wichtigkeit erhalten.

Naturwissenschaft

Künstliche Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. Bei den meisten Organismen werden unter normalen Lebensbedingungen gleichviel Männchen und Weibchen erzeugt, bei anderen dagegen überwiegt dauernd das eine Geschlecht zahlenmäßig das andere. So kommen z. B. beim Schwein auf 100 Weibchen 117 Männchen, beim Hahibicht dagegen nur 87 Männchen. Dieses Verhältnis der Geschlechter, das bei den einzelnen Tier- und Pflanzenarten einen annähernd stetigen Wert besitzt, kann künstlich durch experimentelle Eingriffe verschoben werden. L. Bluhm führt seit längerer Zeit derartige Versuche bei weißen Mäusen durch, die von großem theoretischen Interesse sind. Bei den weißen Mäusen kommen normal auf 100 Weibchen nur 80 Männchen. Diese Zahl kann durch Einwirkung chemischer Stoffe auf den Organismus beträchtlich verschoben werden. Durch Einspritzung bestimmter Mengen von Alkohol stieg die Männchenziffer von 80 auf 122, es wurden also infolge der Alkoholisierung bedeutend mehr Männchen geboren als vorher. Durch Einwirkung von Yohimbin stieg die Männchenziffer ebenfalls von 80 auf 120; aber nur, wenn die Männchen dieser Einwirkung ausgesetzt wurden. Weibchen, die ebenfalls mit Yohimbin behandelt wurden, sich aber mit normalen Männchen paarten, zeigten keine Zunahme der Männchengeburten. Hieraus geht hervor, daß das Yohimbin nur auf die männlichen Geschlechtszellen einwirkt. Etwas verwickelter sind die Ergebnisse bei Behandlung mit Koffein. Die Männchen mußten sich erst an dieses Gift gewöhnen; vorher war die Sterblichkeit bei ihnen groß, und in ihrer Nachkommenschaft traten noch weniger Männchen auf als vorher. Nach der Anpassung an das Koffein stieg aber die Männchenziffer plötzlich auf 126, um dann später, als wahrscheinlich die Reizwirkung des Koffeins nachließ, etwas zu sinken.

Das Zustandekommen der veränderten Zahlenverhältnisse erklärt sich Bluhm folgendermaßen: Es existieren zweierlei männliche Geschlechtszellen, Weibchenbestimmer und Männchenbestimmer, die nach einer Annahme von Lenz verschieden große Beweglichkeit besitzen. Bei den Mäusen sind unter normalen Bedingungen die Weibchenbestimmer beweglicher, so daß von ihnen mehr Eizellen befruchtet werden als von den Männchenbestimmern; daher überwiegt die Zahl der geborenen Weibchen. Durch die Einwirkung des Koffeins nimmt dann aber die Beweglichkeit der Männchenbestimmer zu, so daß nunmehr die Männchenziffer steigt. Wenn diese Deutung vielleicht auch noch keine endgültige ist, so zeigen die Versuche doch mit ziemlicher großer Sicherheit, daß zwei verschiedene Arten männlicher Geschlechtszellen existieren, die in verschiedener Weise auf äußere Einflüsse reagieren.



Statt der Göttin mit den verbundenen Augen hat die französische Tyrannei den Justizgötzen eingeführt, der seinen Herren ihre Diktate abliest und das Recht unter die Füße tritt.